



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schelenz, Hermann: Geheimmittel : eine Plauderei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gärten hat. Auch viele Gärten kleinerer Besitzer, Grafen und Freiherren, sind dem Publikum geöffnet und sind sehenswert. Erst dieser Tage habe ich die Stolbergischen Schloßgärten in Rossla und Wernigerode bewundert. Warum ist ein solcher Schloßgarten so ganz anders geartet als ein städtischer Park, das Erzeugnis der Millionienstiftung in einer amerikanischen Großstadt? Ich trete in den durchaus nicht anspruchsvollen Schloßgarten von Ballenstedt, und das erste, was ich sehe, ist eine prächtige Blutbuche, höchst geschmackvoll in grünes Laubwerk hineinkomponiert, und daneben auf dem Grasplatz eine gerade ihre veilschenblauen Blütentrauben entfaltende Paulownia, um deren Fuß sich ein Epheugebüsch in höchst seltsamer Weise ausbreitet. Ich sehe hier auch uralte Stechpalmen, eine süddeutsche Bekannthschaft. Worin liegt denn der Unterschied? Hier steht vor dem Schloß ein einfacher Granitobelisk im Blumenrondell, den der Herzog der letzten Herzogin von Anhalt-Bernburg, Friederike von Holstein-Glücksburg, gesetzt hat. Warum ist er soviel würdiger, ansprechender als alle die mühseligen Siegesdenkmäler, die ich die letzten Tage gesehen habe? Weil es der Gedanke eines einzigen Mannes von Geschmack ist, der hier Ausdruck gesucht hat. Und so ist es mit den Gärten. Das Auge eines Herrn, der nicht bloß sorgsam ist, sondern Geschmack hat, ruht auf diesen Bäumen. Ihm sollen sie gefallen, daneben ist ihre Betrachtung auch dem Publikum erlaubt, das aber ganz zufrieden ist, wenn es nichts dazu zu sagen hat. Nur ein geschichtlicher Zufall, wie er im Aufgeben eines breiten Festungswalles liegt, der Höhen und Tiefen zu Parkanlagen darbietet, hat städtische Gartenanlagen von originaler Schönheit ins Leben gerufen; oder aber die Nachahmung der Werke der Fürsten, wie in München. Die öffentlichen Gärten unsrer amerikanischen Großstädte haben alle etwas Kaltes, und außerdem gehören sie zu den bestmehlenden Köchen im Stalle unsrer kommunipalen Politiker. Auch das giebt dem Freistaatenmann zu denken.



Geheimmittel

Eine Plauderei von Hermann Schelenz



istig spielte im Paradiese die Schlange das Geheimnisvolle, womit der Baum des Erkenntnisses umwoben war, zuerst Frau Eva gegenüber aus; und zuerst fiel die Menschenmutter, dann ihr folgsamer Mann dem unseligen Drang zum Opfer, dem Geheimnis nachzuspüren. Unwiderstehlich reizte das Geheimnis den Jüngling, den schützenden Schleier vor dem Bilde von Sais zu lüften; das

Geheimnis des Weltmeers verlockte Kolumbus, sein Leben und das seiner Gefährten aufs Spiel zu setzen, und mit unheimlicher Gewalt zieht der geheimnisvolle dunkle Erdteil fort und fort den Menschen in seine gefährlichen Gebiete.

Von alters her ist der in den dunkeln Tiefen der Seele ruhende Drang nach dem Geheimnisvollen bekannt, und von alters her hat man diesen Trieb, im Guten wie im Bösen, ausgenutzt. Ihm entspringen der noch jetzt die üppigsten Blüten treibende Wunderglaube, der Mystizismus und der Okkultismus in seinen verschiedensten Gestalten; auf ihm baut sich das Adepten- und Rosenkreuzertum auf; das Geheimnis ist das Bindemittel, das die Freimaurerei zusammenhält; Geheimwissenschaft hieß der Röder, den der bekannte Sänger der Iobfiade, Rortim, den Schalk im Nacken, an der Wende des vorigen Jahrhunderts seinen Zeitgenossen vorhielt, um sie durch eine zu gründende goldmachende Gesellschaft auf den Leim zu locken.

Auf dieselben Instinkte pochten und spekulierten die Magier des Altertums, das lichtscheue Ärzteproletariat des klassischen Roms, noch mehr aber die vor keiner Unthat zurückschreckenden Helferinnen in den Nöten des Lebens, die durch Horaz unsterblich gemachte

Canidia, die Natternbrut im Haargeflecht
Und rauchumlockten Angesichts,
Canidia, die grause, die mit gelbem Zahn
An unbeschnittnem Daumen nagt.

Selbst im Zeitalter der Aufklärung zwangen Abenteuerer wie die Grafen St. Germain und Cagliostro die Elite ihrer Zeitgenossen in ihren Bann. Und obgleich die moderne Zeit in der wissenschaftlichen Deutung der wunderbaren Irrwege des menschlichen Geistes bedeutame Schritte gethan hat, obgleich sie das Wesen des Hypnotismus, die unheimliche Macht der Suggestion systematisiert und rubriziert hat, obgleich es andererseits der nüchternen Beobachtung gelungen ist, den Spiritismus als Unsinn, als Betrug zu entlarven, dem selbst geistige Größen wie Böllner und Crookes zum Opfer fallen konnten, und an dem Männer wie du Prel mit Zähigkeit festhalten, trotzdem oder gerade deshalb werden tagtäglich Geister zitiert, die in harmlosem Spuk mit Guitarren bombardieren oder nichtige Nachrichten aus dem Schattenreich übermitteln; und trotz der Aufklärungen, durch die sich in medizinischer Hinsicht Männer wie Bock, Riemeier und zahlreiche Vereine und Behörden verdient gemacht haben, finden kluge Frauen, mit Wasser und Lehm kurierende Geistliche, Schärer und andre Kurpfuscher ungeheuern Zulauf, nicht nur aus den Reihen der misera plebs, sondern auch aus den Kreisen der geld- und geistgesegneten obern Zehntausend. Es ist unzweifelhaft die Aufgabe eines treusorgenden Staats, solchen Erscheinungen sein Augenmerk zuzuwenden und darauf zu finnen, daß unter ihnen die *salus publica* nicht Schaden leide. In Bezug

auf die Geheimmittel hat er nach zwei Richtungen hin seine Thätigkeit zu entfalten. Gegen die erste Pflicht, das höchste Gut, Leben und Gesundheit seiner Angehörigen zu schützen, tritt die andre, den Säckel des Bürgers vor Ausbeutung zu bewahren, in den Hintergrund, und mit Recht hört er in erster Reihe die beratende Stimme der Ärzte. Daß die Geheimmittel thatsächlich Leben und Gesundheit der Bevölkerung ungebührlich geschädigt haben, ist meines Wissens nirgends bewiesen und zu beweisen auch nicht versucht worden — vielleicht weil man selbst fürchtet, den Beweis der Unfehlbarkeit der gesetzlich approbierten Arzneien anzutreten. Dafür daß die Geheimmittel, deren Kriterien man noch nicht einmal juristisch unanfechtbar in Worte zu kleiden vermocht hat, die Kasse der gläubigen Kranken wirklich ausraubten, ist man den Beweis auch noch schuldig geblieben.

Aber man bekämpfte sie. Man zog ihnen den Schleier vom Gesicht, verlangte Beigabe des Rezepts und Nennung des Preises — und vergaß, daß jede Arznei aus der offiziellen lateinischen Küche, ganz abgesehen von den unentwirrbaren ärztlichen Hieroglyphen, dem Laien ein „Geheimmittel“ ist, dessen Preis mit dem kaufmännisch ermittelten Inhalt etwa in demselben Verhältnis steht, wie das von einem ärztlichen Koryphäen verlangte Honorar zu dem ebenso ermittelten Wert der nötigen Aufwendungen. Man übersah ebenso ganz und gar, daß die Verordnung auch ganz unschuldige Mittel traf und gelegentlich mit dem Patentgesetz kollidierte, das unter anderm zuließ, daß man für das bekannte Fiebermittel Antipyrin, von dem augenblicklich ein Kilo 15 Mark kostet, bis vor wenig Monaten, solange es durch Patent geschützt war, 105 Mark zahlte. Man richtet die ganze Strenge des Gesetzes gegen die Ankündigung von Geheimmitteln, die das Rainszeichen verdienen sollen, wenn sie als Mittel gegen verschiedene Krankheiten gepriesen werden — und vergißt, daß die Wässer der fiskalischen Heilquellen, deren Preise dem des „Quell“wassers keinesfalls gleichen, sondern alle Merkmale angefeindeter Monopolwirtschaft an sich tragen, daß diese Wässer gegen eine Legion von Krankheiten helfen sollen, und zwar, offenbar auf Grund eines in ihnen wohnenden geheimnisvollen Fluidums, viel besser als die auf Grund genauster Analysen dargestellten Nachahmungen.

Entsprechen die erzielten Erfolge den gesetzlichen Maßnahmen? Je mehr der Strom eingengt wird, desto mehr sucht er sich der unbequemen Fesseln zu entledigen. Wie die verbotne Frucht am besten mundet, so sucht das Volk um so mehr nach Befriedigung seiner berechtigten Wünsche, und es findet sie nicht mehr in den offiziellen Apotheken, deren Leiter als halbe Beamte eine Gewähr für das Medikament bieten, sondern in allen möglichen lichtscheuen Spelunken. Seit Urzeiten gab es Geheimmittel! Die erste Ärztin, die treusorgende Gattin und Mutter, hielt die lindernde Salbe, das heilende Kraut geheim; der Priesterarzt, den eifriges Studium zur Kenntnis einer wohlthätigen Arznei geführt hatte,

deren Kraft durch den persönlichen Einfluß des Arztes noch erhöht wurde, gab seine Wissenschaft nicht ohne weiteres preis, sondern er beutete sie zur eignen Ehre, zu dem Vorteil seines Klosters oder zu seinem eignen aus. Ganz ebenso gestaltete sich der Mensch den Zufall, der ihn zur Kenntnis verborgener Heilkräfte führte. Er beobachtete den Reiher, der mit Hilfe seines langen Schnabels seinem Genossen die Wohlthat eines Eingusses zu teil werden ließ, und erfand und nutzte das Instrument als Geldquelle aus, das man jetzt im Salon nicht nennen darf, und das, vielbesungen und umstritten, unter der Herrschaft des Sonnenkönigs auf dem Toilettetisch keiner Dame fehlen durfte. Er beobachtete, daß eine Schwalbe die kranken Augen einer andern mit dem Saft des Schöllkrauts netzte, und machte sich die Entdeckung zu nutze. Patroklus stillte das aus der Wunde des Eurypylos rinnende Blut mit einer nur ihm bekannten Wurzel; Augenärzte des klassischen Roms vertrieben ihre geheimgehaltenen Augensalben; der landgräfliche Leibarzt Dr. Magenbuch empfahl sein Pestantidot, aber er selbst erlag trotz dessen Gebrauch diejem Würgengel der Menschheit 1545 im Lager Karls V. bei Eichstädt. Der sogenannte Schwefelbalsam erfreute sich schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eines unerhörten Ansehens; die Jesuiten nahmen keinen Anstand, das noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgebne Fiebermittel der Neuen Welt, die wohlthätige Chinarinde, das Polvo de los Jesuitos, materiell auszunutzen; die Benediktiner, die Hauptförderer der Medizin, die schon auf dem Monte Cassino im Jahre 1022 eine Apotheke errichteten, setzten und setzen die Heilkraft vieler nur ihnen bekannten Kräuter zum Besten ihres Klosters in klingendes Gold um; das Hallische Waisenhaus deckte eine Menge seiner für Wohlthaten gemachten Ausgaben durch den Verkauf von Arzneimitteln; die warmen Quellen von Wiesbaden und Baden-Baden, in denen schon die Offiziere Cäsars Heilung suchten und zum Zeitvertreib Par et impar spielten, und von Wildbad, dessen Heilkraft badende Eber verrieten, wurden ungezählten Tausenden zur Quelle des Wohlstands; Liebig, den die Vorsehung auf das Studium des Fleischsafts führte, stand nicht an, seine Erfindung auszubeuten; Professor Knorr, Professor Mehring scheuen sich durchaus nicht, den goldnen Lohn einzuheimsen, den die Industrie ihnen für ihre Entdeckungen auszahlt.

Ist diese wirtschaftliche Ausnutzung des Wissens, das der nächste Augenblick schon wertlos machen kann, ungesetlich, unmoralisch? Auf andern Gebieten hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Verdient das geheimgehaltne Arzneimittel die Verfolgung? Auch im Reiche Askulaps und Hygieas herrscht die Mode. Was heute vergöttert wird, wird morgen achtlos in die Ecke geworfen. Das Licht des angestaunten Wundermittels verblaßt vor dem vielleicht ebenso trügerischen Licht der neuen Panacee. Die meisten Geheimmittel, gegen die zu Felde gezogen wird, waren vor Zeiten von den Ärzten verordnet und nehmen in den alten Arzneibüchern eine geachtete Stellung ein. Die Zeit ließ ihren Ruhm verblasen, der von ihm zeugende Foliant wanderte in die Kammer

des ländlichen Schäfers, Schmiedes, des Scharfrichters, denen ihr Gewerbe die Beobachtung des Tieres zur Pflicht macht, und die der Landmann auch in eignen Leibesnöten um Rat fragt. Sie studieren und probieren, sie ziehen obsoletere Mittel ans Tageslicht, sie machen Schule, oft ohne ihren Willen werden sie berühmt. So erstand das Tollwutmittel, das der große Friedrich, von dem Gedanken beseelt, für das Wohl seines Volks eintreten zu müssen, unter ganz denselben Erwägungen anzukaufen keine Bedenken trug, wie sie jetzt den Staat veranlassen, dafür Sorge zu tragen, daß dem Volke nicht sein Glaube an das Tuberkulin, sein Recht auf die Heilung durch dieses moderne, von seinem Entdecker anfangs ebenfalls geheimnisvoll gehütete Mittel, auf die Wutimpfung, auf Diphtherieheils Serum usw. verkümmert werde. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!“ Zur Erklärung der Heilkraft der Medikamente reicht sie sicher nicht aus. Medizinische Theoretiker müssen ihr non possumus stammeln, wenn sie die Idiosynkrasie mancher Personen gegen sonst wohlstudierte Arzneimittel erklären sollen, wenn man sie nach dem Grunde der Heilwirkung homöopathischer Nichtse fragt; und trotz der unendlichen Fortschritte auf dem medizinischen Wissensgebiet werden Ärzte und Naturwissenschaftler, je tiefer sie in die Geheimnisse der Schöpfung eindringen, vor Gottes unerforschlichen Wundern fort und fort ihr demütiges ignorabimus stammeln müssen.

Der kaltblütig rechnende und messende Rationalist belächelt die Klümmernisse des von Leiden gequälten Menschen. Ihm genügt, daß die Wissenschaft nicht helfen kann. Stark im Geist, hält ihn der Gedanke aufrecht, daß die ausgearbeitete oder fehlerhaft konstruierte Körpermaschine keine Reparatur mehr lohnt, daß sie den Weg des Fleisches gehn, sich in ihre Elemente auflösen muß. Der treusorgende Menschenfreund freut sich, den Schlußakt aufzuhalten, dem schwer Leidenden Hoffnung einzusprechen, ihm, gedenkend der Sirachschen Weisheit, daß Traurigkeit zu nichts nütze ist, Lebensfreude, Mut zu „suggerieren“; und siehe da: der medizinisch unheilbare, aufgegebene Kranke spottet der Wissenschaft. Im Frohgefühl der Hoffnung, die nimmer zu Schanden macht, nehmen die roten Blutkörperchen, medizinisch gesprochen, den Kampf mit den verderblichen Eindringlingen, klassifizierten und noch unbekannten Krankheitserregenden Bazillen auf und treiben sie zu Paaren; „der Kranke nimmt sein Bett und zieht heim,“ wie der von dem Seelen- und Körperarzt Christus geheilte Sichtbrüchige. Sollte es nicht Pflicht sein, dem Kranken das Recht auf Heilung in jeder Art, selbst durch Geheimmittel, wenigstens nicht zu verkümmern?

Wer „pfuscht“ außer den schon genannten Gewerbetreibenden im Gebiete der Heilkunst? Denken wir an die natürliche Entwicklung der Arzneikunst, erinnern wir uns, daß der erste Arzt entschieden eine Ärztin war, die fürsorgliche Gefährtin des Mannes, deren geschickte Hand die im Kampfe für sie davon getragene Wunde mit kühlendem, selbst angefertigtem Balsam verband,

oder die Mutter, die ihres Lieblings Krankheit, unterstützt von dem ihr von der Natur mitgegebenen Instinkte, heilte; erinnern wir uns, daß sie später diese Funktionen dem Arzte der Seele, dem Priester, dem ihr auch auf diesem Felde überlegnen Manne übertrug, so kann es uns nicht wunder nehmen, daß sich Frauen und Priester, als sich die verschiedenen Stände weiter differenzierten, Eingriffe in die Heilkunst erlaubten und noch erlauben. Ebenso ist es völlig begreiflich, daß bei der Ausübung der Heilkunst durch diese Alerärzte Eigenschaften bei ihnen zu Tage traten, die sie in der frühern Zeit des Vertrauens als Arzt unwürdig machten, und die dazu führten, daß ihnen die ärztliche Thätigkeit entzogen wurde. Wohl sind Namen von Ärztinnen und Priesterärzten überliefert worden, die sich eines gewissen wissenschaftlichen Ansehens erfreuen, es überwiegen aber doch Thatfachen, die bei beiden einen Mißbrauch ihres Amtes zeigen.

Schon vor der meines Wissens ersten Medizinalordnung des Königs Roger von Sizilien, die auch Veranlassung nehmen muß, sich energisch gegen das Pöfuchen der Mönche zu wenden, verbietet Papst Innocenz auf dem Konzil in Clermont im Jahre 1130, später in Reims, den Geistlichen die Ausübung der Arzneikunst; mittelalterliche Verordnungen sprechen sich den Frauen gegenüber ähnlich aus, und in einer „curiösen Hausapotheke“ (Frankfurt, 1700) findet sich ein Spruch, der mit kleinen Änderungen aus dem Regimen Salernitanum aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts übernommen ist:

Fingunt se medicos omnes — Idiotas, Sacerdos
 Judaeus, Monachus, Histrio, Rasor, Anus,
 Miles, Mercator, Cerdo, Nutrix, Orator.

Auch die jüngste Zeit bietet Belege für die geschilderten Zustände. In Salzburg haben die weltlichen Behörden den barmherzigen Schwestern das Anfertigen von Arzneimitteln verboten; vor wenig Monaten noch rief ein päpstliches Dekret den Geistlichen die oben erwähnten Verbote ins Gedächtnis; und das im Jahre 1869 von Rom aus wiederholt erlassene Dekret, das den Ärzten den Dokortitel ver sagt, wenn sie sich nicht eidlich verpflichten, den Kranken binnen drei Tagen zum Beichten zu veranlassen, zeugt eindringlich von dem Wert, den die Kirche auf eine innige Verquickung mit der Medizin legt. Es dürfte auch noch in aller Gedächtnis sein, daß eine hohe Dame durch die Tagesblätter um ein paar in der Neujahrsnacht geschossene Krähen bat, die zu einem Epilepsiemittel verwandt werden sollten; und allgemeine physiologische oder psychologische Erwägungen machen es erklärlich und entschuldbar, daß die schwache, einer Menge eingebildeter Krankheiten unterworfenen Frauenwelt ein eingehenderes Interesse für die Heilkunde hat als der vom Kampf mit dem Dasein unendlich mehr in Anspruch genommene Mann.

Die Zeiten ändern sich, mit ihnen die Menschen, die sich in Bezug auf

ihre Schwächen und Leidenschaften allerdings auf kleine Modeänderungen beschränken, mit denen sich der Staat, so gut er kann, abfindet. Mit dem Kleidermodeteufel band er vor Zeiten an — er läßt ihn jetzt ruhig gewähren. Den Spielteufel schlug er nicht mit Beelzebub, aber er schickte — wie der Arzt die schwarzen Pocken mit den harmlosen Kuhpocken bekämpft — die staatlich konzessionierte Lotterie in den Streit, mit gutem Erfolg auch für die Staatskasse. Dem Glücksspiel um die Gesundheit kam er durch die Freigebung der Medizin entgegen, aber dem Drange, sich für sein eignes Geld irgend einen Wundertrank zu kaufen, legte Deutschland Fesseln auf, obgleich deutsche Behörden vor Zeiten Präzedenzfälle geschaffen haben, die keineswegs Schaden im Gefolge hatten, und obgleich die Nachbarstaaten mit ihren freisinnigen Anschauungen entschieden gute Erfahrungen verzeichnen konnten. Der oben genannte Schmalkalder Schwefelbalsam erfreute sich höchster Protektion. Kaiser Matthias und Ferdinand III. gaben ihm einen Freibrief. Die Thüringer „Dlitäten“ hatten ebenso wie die Tropfen der schlesischen Laboranten ihre verbrieften Privilegien; die Haller Arzneimittel erfreuten sich desselben Freibriefs zu Gunsten der Frankischen Anstalten und der Mission. Dr. Kiesow erhielt eine kaiserliche Erlaubnis, seine Augsburger Lebensessenz zu verkaufen, und so ließen sich eine Unmenge Beispiele vorführen. Das Volk hatte seinen Willen, der Erfinder des Mittels hatte Gelegenheit, seine Mühen in Geld umzusetzen, und der Staat ging auch nicht leer aus. Die moderne Zeit zeigt, daß auch andre Kreise an den Geheimmitteln interessiert sind. Die Engländer Morison und Holoway, die bekannten Fabrikanten der nach ihnen benannten Pillen — ich möchte einschalten, daß sich die Mehrzahl der Geheimmittel mit den Leiden des tyrannischen Magens beschäftigt —, sollen im Jahre gegen 20000 Pfund Sterling für Annoncen ausgegeben haben. Wahrscheinlich nicht weniger strich der Staat vorweg für sich ein. England macht nämlich (wie Frankreich) den Geheimmittelhandel von einer vorhergehenden Prüfung abhängig, für die man für das betreffende Mittel an den Staat eine Steuer entrichten muß.*) Er schützt durch diese Maßnahme den Bürger vor Schaden am Leibe und am Geldbeutel. Trotzdem bringt Galenus seinen Jüngern gelegentlich soviel Segen, daß die beiden eben genannten bei ihrem Tode, trotz vieler vorhergegangnen Stiftungen, den Armen Londons noch je fünf Millionen Pfund Sterling vermachen konnten.

*) In England betrug die Steuer für Patentmedizinen

im Jahre 1860	43692 Pfund Sterling	im Jahre 1890	217264 Pfund Sterling
" " 1870	72353 " "	" " 1895	234881 " "
" " 1880	135366 " "	" " 1899	266404 " "

Stünde in Deutschland der Konsum von Spezialitäten und Geheimmitteln im Verhältnis zur Einwohnerzahl und richtete man dieselbe Steuer durchschnittlich von zwei Pfennigen ein, so würde die Steuerbehörde eine Einnahme von rund 5640000 Mark im Jahre haben.

Gewiß bauen der Geheimnißkrämer und der Geheimmittelfabrikant häufig genug auf Sebastian Brants Weisheit, daß die Welt betrogen werden will. Steht ihr aber der Staat im Kampfe gegen die Kurpfuscherei bei, so wird der Geheimnisteufel zahm, und erst dann wird man seinen Spenden zugestehn können, daß sie ebenso wenig Betrug sind wie das harmlose Nichts, das zu verordnen sich selbst der zünftige Askulapjünger gelegentlich gezwungen sieht, ut aliquid fiat, damit der arzneigläubige Kranke beruhigt werde und gesunde.



Ein Tag bei Tolstoj

Eine Erinnerung



Es war kurz nach dem Schluß des medizinischen Kongresses in Moskau. Mit rauschenden, großartigen Festen waren die arbeitsreichen und für die Wissenschaft wichtigen Tage beendet, und nach allen Himmelsrichtungen stoben die mehr oder weniger berühmten Teilnehmer auseinander. Mit vier Männern hatte ich besondre Freundschaft geschlossen. Der eine reiste nach Finnland, der zweite über den Kaukasus, der dritte hinter Konstantinopel. Der vierte aber forderte mich auf, mit ihm den Grafen Tolstoj aufzusuchen, mit dem gemeinsam er einen Freund betrauerte, über den er dem Grafen manches mitzuteilen hatte. Ich gestehe, daß ich dieser Aufforderung nicht ungern nachkam, und wir traten die Reise nach Zasnaja Polania an.

Dieser Ort liegt im Gouvernement Tula, zwei Werst südlich von Moskau und ist nicht weit von der großen Eisenbahnlinie entfernt, die die einstige Zarenstadt mit Sebastopol verbindet. Der Schnellzug braucht fünf Stunden, um die Strecke von Moskau bis Tula zurückzulegen. Die Landschaft ist weniger einförmig als in den südlichen Gegenden; die ungeheuern Getreidefelder wechseln wiederholt angenehm mit schönen Wäldern oder bläulichen sich am Horizont abhebenden Hügeln.

In unserm Wagen mischte sich noch ein russischer Arzt in die Unterhaltung, der noch ganz von den französisch-russischen Verbrüderungsfesten in Petersburg begeistert war.

Sie finden unzweifelhaft, daß Rußland ein sehr barbarisches Land ist?

Diese von ihm gestellte Frage habe ich mindestens ein dutzendmal in Rußland gehört. Es scheint, als wenn die dortigen Bewohner einigermaßen besorgt um den Eindruck wären, den ihr Land auf die verhältnismäßig wenigen dort reisenden Leute macht.

Wir konnten nicht umhin, uns etwas über die fast unglaublich strenge Art lustig zu machen, mit der die hohe russische Polizeiverwaltung jeden Fremden bewacht und beobachtet. So schlimm sind wir in Deutschland denn doch nicht daran, fügte ich hinzu.

Grenzboten III 1899

77